

[Mythische Ménage-à-trois]

Die Zeit, wenn der Schnee alle Felder und Wiesen zu einem großen Teller eint, ist der Marie die liebste zum Hinausgehen in den Wald, wie sie auch prusten und stapfen muss. Der dunkle Rand des Waldes ist noch fern, der eisige Kamm des Gebirges noch ferner; fern ist auch die Landstraße, und alle Pfade sind verschneit. Ihre Füße pflanzen querfeldein eine Spur wie von schwarzen Bohnen ins Weiß; und mit ihrer grünen Last, die sie heimwärts hinter sich herzieht, verwischt sie wieder die ausgesäte Spur ihrer Füße.

Dagegen ist es im Frühjahr für die Marie seltsam anstrengend, durch die Felder zu gehen. Sie bleibt manchmal vor einem jungen Mädchen mit beengter Brust stehen; das Mädchen aber geht mit hurtigen Füßen weiter und wendet sein Gesicht scheu auf die andere Seite. Dann schüttelt die Spillermarie den Kopf und holt das Sträußchen von Schlüsselblumen, Veilchen oder nickenden, blauen Glöckchen unter der Schürze kurz hervor, riecht daran und steckt es wieder fort. Zu Hause legt sie es dem Feiger Wilhelm auf die Fensterbank in die Küche, wo der abends seinen Rucksack hingängt, wenn er von der Arbeit kommt. Der sieht die Blumen und weiß, von wem sie sind, der alte Mann, der noch arbeiten geht; und er denkt, wenn sie nicht fünfzehn Jahre älter gewesen wäre als ich, die Marie, und wenn sie so viel mitgebracht hätte wie die Meine, um das Häuschen anzugehen, in dem sie nun alle drei wohnen: die Marie, der Feiger Wilhelm und seine Frau – dann, dann –; und er riecht in das Sträußchen hinein und poltert ein wenig, wenn ihm die Frau gerade darüber kommt. Sie darf es wissen, und sie weiß es auch, die Feigern, dass so etwas auf der Welt möglich ist, doch daran ist nichts zu ändern: sie wohnen zu dritt in diesem Hause, zu dritt schauen sie aus den drei Fenstern des kleinen Giebels hinaus: oben über ihnen die Marie, der Wilhelm und die Seine unten nebeneinander. Hat die Marie nichts zu essen, sagt der Feiger Wilhelm: „Guck einmal nach!“ und schiebt die Kartoffelschüssel von sich fort. Die Feigern guckt auch sofort nach; sie hat Angst vor der Marie, die riecht ja den Tod! Und sie weiß nicht, dass die Marie wiederum Angst hat vor ihr, denn die Marie denkt: wenn der Wilhelm stirbt, setzt mich die Feigern vor die Tür. Der Feiger Wilhelm allein hat keine Angst: er schaut, wenn er abends im Bett liegt, lange zur Decke hinauf und weiß dabei, dass die Marie ihn und die Seine einmal fertigmachen wird. Und er denkt an den großen Kranz aus Disteln und Tannenzapfen, den ihm die Marie winden wird. Und dann schließt er bald die Augen und ist schon wie gestorben.

Auszug aus: Die Spillermarie. In: Stefan Andres: Erzählte Welt. Geschichten und Reisebilder. Heft Nr. 9 der „Schriftenreihe der StAG“. Schweich 2022. Erhältlich zum Preis von 7 € (Mitglieder 5 €).